XXV. Jahrgang. Nr. 60. Montags-Ausgabe. Montag, den 3. Februar 1896.

Berliner Tageblatt.

Der Zeitgeist Nr. 5

General Weyler.

Von (Nachdruck verboten.)
Dr. Hans Parlow (-Madrid).

Man weiß von diesem General, von welchem Einige behaupten, daß sein Familienname ein deutscher, Andere, daß derselbe ein englischer, und daß der General der Nachkommenes zur Zeit der französischen Invasion am Anfang des Jahrhunderts nach Spanien verschlagenen fremdländischen Offiziers ist, verhältnißmäßig wenig. Er ist nicht als Schützer der Dynastie von dem verstorbenen Alfons XII. dessen Wittwe besonders empfohlen worden; deshalb hat die Regentin bisher wenig von ihm Notiz genommen. Er ist auch nicht in den Salons sehr bekannt oder wenigstens nicht sehr gewandt. Deshalb hat auch die Madrider Gesellschaft bisher wenig von ihm gesprochen. Er war auch nicht, auf Degen und Popularität pochend, wie Martinez Campos, ein beständiger Recitator von „coranzonadas"; darum hing die Regierung den Mantel niemals nach seinem Winde, und das Offizierkorps hatte keine Gelegenheit, in Entzücken darüber zu gerathen, sich durch einen General vertreten zu sehen, welcher, nachdem er vor uralten Zeiten den Degen geschickt gehandhabt haben sollte, heute wenigstens noch mit Meisterschaft die Zunge handhabte.

General Weyler hat vor einigen Jahren als Generalkapitän der Philippinen dort einen Aufstand der Eingeborenen niedergeworfen und ist später, als Martinez Campos nach Kuba abging, an dessen Statt Generalkapitän von Katalonien geworden. Weitere biographische Daten hat Ihr Berichterstatter nicht aufzutreiben vermocht. Bevor Weyler zum Höchstkommandirenden auf Kuba ernannt wurde, hatte er einen Rivalen in General Palavieja, der im ersten kubanischen Aufstand gefochten, von der Pike auf gedient und den Marschallsstab so sehr und so groß im Tornister getragen hatte, daß er, der ehemalige gemeine und herzlich ungebildete Soldat, doch, erst in der Mitte der Dreißiger stehend, schon Generallieutenant war. Palavieja wurde später Generalkapitän von Kuba. Man hat ihm alsdann die Rachfolgerschaft des Martinez Campos trotzdem, das heißt, trotz seiner Kennerschaft der dortigen Verhältnisse und Kriegführung nicht anvertraut, weil man bei ihm — er ist auf der Insel zum vermögenden Manne geworden — allzu enge Verbindungen oder eventuelle Abmachungen mit treuen und reichen Freunden und Parteien voraussetzte. Weyler hat keine transatlantischen Verbindungen und Verpflichtungen, er kann rücksichtslos darauf losschlagen; und in dieser Voraussetzung hat man ihm denn auch das Oberkommando übertragen.

So viel bisher verlautet, scheint er diese Voraussetzungen auch rechtfertigen zu wollen. Es geht ihm der Ruf eines Soldaten voraus, der kein Diplomat ist, und der sich streng an seine Ordre de bataille hält. Danach richtet sich sein Programm. Für ihn giebt es keine Parteien auf Kuba, keine Autonomisten, Reformisten oder Konstitutionellen, welche von ihm mit verschiedenen Wärmegraden zu bedenken seien. Spanier oder Nichtspanier; die Letzteren werden todtgeschlagen. Nach ihm sind nicht 100,000 Mann nach Kuba herübergeschickt worden, um die Zucker- und Tabakspflantagen einiger Privatfreunde des Kommandirenden Generals zu schützen, wie es unter Martinez Campos geschah; im Gegentheil, die spanischen Soldaten hatten die Insel Kuba zu schützen, und das zu thun, darauf allein werde er bedacht sein. Auch werden die taktischen Einheiten nicht länger zersplittert werden, um das Privateigenthum der Privatfreunde des Oberstkommandirenden zu schützen. Wenn das durchschnittene Gelände eine Theilung der Streitkräfte durchaus erfordere, so solle keine einzige Kolonne doch kleiner als ein Bataillon sein: 40—50,000 Mann als Besatzungstruppen in den Festungen oder als Beobachtungstruppen in solchen Ortschaften, welche im Verdacht ständen, es im Geheimen mit den Insurgenten zu halten, die anderen 40—50,000 Mann als Feldarmee gegen die Insurgenten, welche so bald als möglich aus den drei fruchtbaren kubanischen Westprovinzen zu vertreiben seien.

Dieses Programm, welches Weyler gegenüber einigen höheren Offizieren geäußert hat, enthält in seinen Einzelheiten so ziemlich das Gegentheil von all dem, was Martinez Campos während seines zehnmonatlichen Oberbefehls angeordnet hat, und damit auch die Kritik und die Verurtheilung dieses Gegentheiligen, von welchem Optimismus, Favoritismus und die heimathliche Korruption keineswegs auszuschließen sind.

Es ist möglich, daß der neue General mit seinem energischen Programm ins Schwarze trifft. Daß dem so sei, dafür bürgen die gleichzeitigen Symptome. Denn die spanischen Geldwerthe, welche zur Zeit der Kommandoführung des Generals Martinez Campos beständig sanken, sind seit dem Zeitpunkt der Ernennung Weylers plötzlich fest geworden. Außerdem findet eine übereilte Auswanderung der farbigen und verdächtigen Elemente der Bevölkerung Havannas statt, welche die Ankunft des neuen Höchstkommandirenden für unheimlich halten mögen.

General Weyler reiste am 25. Januar von Barcelona, am 30. von Cadix ab; ihm auf dem Fuße folgen frische 25,000 Mann, so daß also die in Kuba stehende Operationsarmee 140,000 Mann betragen wird. Das ist mehr als doppelt so viel, als das ganze spanische Heer in Friedenszeiten zählt. Bemerkt muß freilich werden, daß jene Zahl eine spanische Berechnung ist, da Verlustlisten, gelbe Fieberlisten, ja bisher nicht ausgegeben wurden. Aber die Zahl der Spanier ist gleichgiltig. Fest steht, daß jetzt dort drüben wieder ein Krieg beginnen wird, der an tragischen oder scheußlichen Szenen ohne Gleichen sein dürfte. Als Martinez Campos, seine Demission dem spanischen Offizierkorps drüben mittheilend, sich von demselben empfahl, da mag seine sentimentale Rede mehr äußerlich und auf einen Boulanger-Effekt berechnet, als wirklich im Herzen und in der Ueberzeugung empfunden worden sein; aber trotzdem enthält sie Wahres. Die Insurgenten haben sich bisher nur der Waffen der Kriegsgefangenen bemächtigt, die Leute selber haben sie, ohne dieselben zu behelligen, laufen lassen; die spanischen Verwundeten haben sie sogar gut behandelt und, so weit es die primitiven medizinischen Verhältnisse zuließen, von ihren Wunden kurirt. Jetzt wird das anders werden. Die spanischen Soldaten werden wieder, wenn sie in die Hände der Insurgenten fielen, ohne Erbarmen mit der zum Zuckerrohr- und Tabakschneiden dienenden Sichel niedergehauen werden; und der künftige spanische Oberkommandirende dürfte wieder, wie es Martinez Campos leider während des ersten Aufstandes einmal selber hatte thun müssen, junge, zum Theil nur verdächtige Leute, wie z. B. die Studenten von Havanna, niederschießen lassen.

Die Sprachverwandtschaft der Buren und der Deutschen.

Von (Nachdruck verboten.)
Karl Blind (-London).

Zu den bedauerlichsten Erscheinungen bei dem neulich in England gegen Deutschland entfesselten Entrüstungssturme gehörte nicht blos der böse Wille, der die sonnenklare Thatsache der Streichung der englischen Oberhoheit aus dem neuen Vertrage von 1884 anzuerkennen sich weigerte, sondern namentlich auch die Unwissenheit, die bei vielen Gebildeten in Bezug auf die Stammes- und Sprachverwandtschaft zwischen den Niederdeutschen und den holländisch redenden Bürgern der Südafrikanischen Republik zu Tage kam. Man empörte sich darüber, daß die Deutschen diese Verwandtschaft behaupteten. Herren mit irischen Namen, darunter ein alter guter Bekannter und vortrefflicher Maler egyptischer Stoffe, erwärmten sich plötzlich für das Angelsachsenthum und erklärten in der „Times": Das deutsche Volk könne gar keine Verwandtschaft mit den Buren beanspruchen! Dagegen seien die Engländer, die Holländer und die Flaminger die nächsten Verwandten zu einander, an Abkunft sowohl als auch an Sprache.

In der englischen Presse glaubte ich, durch eine Anzahl Briefe darüber wie auch über die angebliche „Suzeränetät", die nöthige Kenntniß der Thatsachen verbreiten zu sollen, denn nichts entflammt ja die Leidenschaften mehr als die Unwissenheit. Sonderbare Gegner traten da auf, und unter Anderen Einer, der in Deutschland studirt hatte und sich als „Dr. phil. (Marburg, Preußen)" bezeichnete. Wenigstens von diesem Engländer hätte man erwarten mögen, daß er nicht in die gröbsten Irrthümer verfallen würde. Als ihm jedoch bemerklich gemacht wurde, daß die Volksmassen im Norden unseres Vaterlandes meist noch Niederdeutsch reden, daß es einst eine niederdeutsche Literatur gab, und daß Fritz Reuters und Klaus Groths Werke heute in ganz Deutschland gelesen werden, da meinte dieser kenntnißreiche englische Doktor, dessen Name übrigens auf das keltisch sprechende Wales oder auf Irland weist: „Ich gestände also damit zu, daß Niederdeutsch doch nur im Norden unseres Landes gesprochen werde; Hochdeutsch sei aber ja die Schriftsprache und die der Gebildeten."

Der gute Mann hatte keine Ahnung, daß Niederdeutsch seinen Namen daher hat, daß es in den niederen, nördlichen Theilen der norddeutschen Ebene gesprochen wird, und daß der Ursprung des Hochdeutschen auf die höheren, bergigen, südlichen Theile unseres Vaterlandes weist.

Einst war es in England üblich, von niederdeutschen (Low Dutch) und hochdeutschen (High Dutch) Ländern zu reden. Unter den ersteren begriff man sowohl die Niederlande (Holland und Belgien) als auch Norddeutschland. Es ist auffallend, wie diese Erinnerungen selbst im Gedächtnisse derer in England schwinden, von denen man nach ihrer Erziehung eine bessere Kenntniß erwarten möchte. So hat man denn in Lagen wie die gegenwärtige doppelte Schwierigkeit, die Stimme der Wahrheit in dem Getümmel der zornigen Erregung hörbar zu machen.

Englisch ist ja bekanntlich auch ein Zweig des Niederdeutschen; aber wie sehr ist es als Schriftsprache durch die normännische Eroberung verändert worden! Man kann zwar selbst jetzt noch, wenn man sich darum bemüht, ganze Seiten Englisch schreiben, in denen kein einziges Wort von romanisch-französischer Wurzel ist, während kein Satz im Englischen gebildet werden kann, in welchem sozusagen das Knochengerüste nicht aus germanischen Wörtern gebildet wäre.

In der lyrischen Dichtung zumal, wo es sich um tiefen Gefühlsausdruck handelt, lassen sich bei manchen englischen Dichtern viele Verse nachweisen, in denen hier und da zwischen sonst rein germanischer Sprechweise einmal ein normännisch-französisches Wort durchbricht. Bekannt ist es auch, daß das in seiner Mundart redende Volk von Ost-England sich über einfache Dinge mit Norddeutschen noch jetzt unschwer verständlich machen kann. Norddeutsche Seeleute, die in englischen Dienst treten, lernen daher Englisch sehr rasch, wie sich andererseits Holländer, Flaminger und Niederdeutsche ebenfalls leicht verstehen. Aber Thatsache bleibt doch, daß Schrift-Englisch meist durch romanische Wörter stark überladen ist.

Man nehme zum Beispiel nur einen Abschnitt aus dem neuerdings viel besprochenen Vertrag zwischen England und der Südafrikanischen Republik vom Jahre 1884 als Sprachprobe. Da heißt es unter Nummer IV auf Englisch:

„There will continue to be complete freedom of religion and protection from molestation for all denominations, provided the same be not inconsistent with morality and good order; and no disability shall attach to any person in regard to rights of property by reason of the religious opinions which he holds."

Die Forderung.

Skizze aus dem Dänischen

Von (Nachdruck verboten.)
F. C. v. d. Burgh.

(Schluß.)

Die Fruchtbäume standen in Blüthe, und in dem Erker stand ein Thor und schaute auf die weiße Pracht hinab.

Dort in der frühen Morgenstunde stand Frau Hedwig und neben ihr, der gestern aus Italien heimgekehrt war.

Jetzt standen sie schweigend da, — sie hatten Abrechnung mit einander gehalten und mit der Vergangenheit.

Er war fortgereist, als man sie verlobt hatte, und er war nicht wieder heimgekehrt, als sie Wittwe wurde, — aus Stolz, sagte er, — aus Feigheit und Schlaffheit, sagte sie. Diese beiden steifen, gepreßten Menschen standen schweigend da und sahen auf die blühenden Bäume, die waren zornig, enttäuscht, tief traurig, — zu alt, um zu vergessen.

Es rührte sich unter den Zweigen. Zwischen den Stämmen waren Leinen gezogen, und die weiße, nasse Wäsche schaukelte hin und her.

„Bist Du hier?"

Es war Holgers Stimme! Aber woher kam sie nur? Hoch oben, wo die dichten Zweige so heftig schwankten, kam er zum Vorschein, ach, er saß zu Pferd! — er hob die Zweige über seinem Kopf in der Höhe, beugte seine schlanke Gestalt vor, so daß die Sonne ihm gerade in sein schönes Antlitz und auf den blanken, braunen Kopf des Pferdes fiel. „Bist Du hier?" flüsterte er nochmals in den stillen Morgen hinaus, und das Pferd wieherte ganz diskret, während es stoßweise den Kopf senkte und wieder erhob in all dieser thauigen Frische.

„Ist das Dein Sohn?" fragte der da droben im Erker und sah sie mit Unwillen, halb mit Verwunderung auf die schöne Erscheinung herab. Sie nickte schweigend.

„Hier bin ich!" ertönte es im selben Augenblicke von unten herauf; zwei kleine Hände hatten eine Oeffnung zwischen der Wäsche gebildet, und dort guckte Zicas dunkles, lächelndes Antlitz heraus, die Locken waren ihr tief ins Gesicht gefallen, sie lachte und warf den Kopf hinten über, um sie zu entfernen.

„Und das ist Deine Tochter!" sagte Frau Hedwig, „Deine Tochter und die Zicas, des Zigeunermädchens — sie heißt wie die Mutter."

Einen Augenblick starrte er Frau Hedwig sprachlos an, dann mußte er unwillkürlich wieder hinabsehen.

Zica stand neben Holger und streichelte den Hals des Pferdes, er war vor den Baum geritten und beugte sich dicht zu ihr herab, sie lachte von Zeit zu Zeit mit einem kleinen, kurzen, unterdrückten Lachen, — dann sollte er ihr Gesicht nicht sehen, und sie wandte es von ihm ab.

Er bat sie anscheinend, auf das große umgestürzte Kübel zu steigen, das dort lag, denn sie that es und lachte wieder, dann sahen die Beiden dort oben, wie sie Holger ihr Antlitz zuwandte und milde lächelte, während ihr Thränen in die Augen traten und die Lider rötheten.

Gewandt beugte er sich herab, faßte sie um die Taille, hob sie in die Höhe und setzte sie vor sich auf das Pferd.

Sie stieß einen kleinen Schrei aus, sah aber nicht sehr erschrocken aus, wie sie dort saß, den Kopf an ihn geschmiegt — —; dann fing das Pferd leise an, sich in Bewegung zu setzen, er hob abermals die blüthenschweren Zweige in die Höhe, — noch ein Paar Schritte, und Blüthen und Blätter fielen gleich einem Vorhang hinter ihnen herab und verbargen sie.

Die Beiden dort oben im Eckenfenster sahen einander an, unwillkürlich reichten sie sich die Hände, — jetzt waren sie nicht mehr zu alt, um zu vergessen.

Er blieb lange da, dann schieden sie.

Spät am Abend waren alle Kronleuchter und Kandelaber im Eßzimmer angezündet. Die Tafel war festlich gedeckt, aber nur für Drei. Die Verlobung sollte gefeiert werden. Zwischen altem Silber und echtem Porzellan standen riesenhafte Blumensträuße, der weiße Damast fiel in atlasblanken Falten herab, die antiken, hochlehnigen Stühle standen steif und vornehm da und warteten schweigend. Der Wind huschte durch die geöffneten Fenster herein, ließ die Kronleuchter mit klapperndem Geräusch gegen die Sprossen schlagen, zwang die stolzen Kerzenflammen, sich zu neigen, und verschwand dann, schnell wie er gekommen.

Der Diener öffnete die Flügelthüren, und herein trat Frau Hedwig mit einem Kinde an jeder Hand, sie waren Beide sehr glücklich und sehr schön.

Frau Hedwig selber war strahlend schön, ihr lichter, froher Sinn war so häufig im Leben von schweren, bedrückenden Bürden unterjocht worden, jetzt richtete er sich wieder auf, sie fand, daß sich alles so gut und schön gefügt habe; man hatte geopfert, entsagt, damit diese Beiden ihr Glück finden konnten, nun würde auch sie es wohl durch die Kinder finden!

Man sprach heiter und vertraulich, man aß und lachte, man trank und brachte Gesundheiten aus, wurde feierlich gestimmt, küßte einander und lachte wieder.

Dann kam der Diener mit einem Brief und einem Schmucketui für Zica.

Sie las den Brief. Holger sah sie roth und blaß werden, dann öffnete sie das Etui, küßte es heftig und fiel der Mutter um den Hals.

Frau Hedwig flüsterte: „Ich wußte, daß es kommen würde!" sie küßte Zica und sah stolz und froh aus.

„Aber was habt Ihr denn nur?" fragte Holger lachend. „Darf ich?" Er griff nach dem Brief und las ihn vor: